

MÜNCHEN / 1937 / NR. 31

PREIS 60 PFENNIG

Jugend



Studie in Öl

Ernst Zimmermann



München und die Kunst

Saus der deutschen Kunst

Drei Maximen sind es, die Georg Sirth, der Begründer der Jugend, uns für die Kunstbetrachtung überliefert hat. Es sind die drei Fragen: Ist das Kunstwerk gut? Ist es echt? Ist es deutsch? Mit diesen drei Fragen bewaffnet, betrachteten wir die Schau in dem neuen, erhabenen Tempel deutscher Kunst. In der Regel läßt sich feststellen, daß die guten Werke auch echt, d. h. nicht irgendwo entlehnt oder nachempfunden sind. Oft sind es auch gerade wieder diese Werke, die uns besonders deutsch amuten. Denn alle echte Kunst trägt das Kennzeichen ihres Bodens, auf dem sie gewachsen ist.

Zwei Merkmale sind es, die der bildenden Kunst der Deutschen besonders eigen sind: der Gang zum Schildern und der Gang zum handwerklich-graphischen. Der Gang zum Schildern versteht sich aus der Erkenntnis, daß die bildende Kunst vom Gegenständlichen nicht zu trennen sei. Denn eben die Qualitäten dieses Gegenständlichen soll sie ja wiedergeben. Wer ein Kunstwerk betrachtet, etwa ein Gemälde oder eine Landschaft, der lernt die Welt sehen, wie der Künstler sie erlebt. Er sieht mehr in den Gesichtern der Menschen, er findet die Landschaft farbiger und bekommt ein geädertes Auge für das Leben in der Natur. Dieses liebevolle Sichversenken in die Natur setzt aber hohes handwerkliches Können voraus. Der Gang zur graphischen Kleinarbeit ergibt sich also aus der ganzen deutschen Kunstauffassung, die uns bei Altdorfer, Dürer und Cranach nicht weniger wie bei Schwind, Richter und Friedrich begegnet. Form und Farbe sind keine Eigenwerte, sondern Qualitäten von etwas Gegenständlichem.

Das innere Gefühl des Führers hat diesen Zusammenhang mit unfehlbarer Sicherheit erkannt. Im Saus der Deutschen Kunst hat er dem deutschen Volk eine Ausstellung beschert, die das Deutsche in der Kunst betonen will. Künstler wie Werner Peiner, E. E. Seinsdorff, Hans Ganner, Hubert Wilm und viele andere sind für die deutsche Kunst in dem erwähnten Sinne besonders kennzeichnend. Weßhalb sind sie deutsch? Weil sie als Ausländer ebenso undenkbar wären wie Dürer als Spanier oder Raffael als Niederländer.

Das Deutsche haben wir vorweggenommen. Wie steht es nun mit der Güte, mit der Echtheit der Werke? Sind die Qualitäten durchwegs so hervorragend, daß man mit den Bildern leben möchte? Sind die Bilder überall so echt, daß man den Ein-

druck hat, dies ist nicht künstlich gewollt, sondern organisch empfunden? Um ehrlich zu sein, glauben wir das nicht von allen Bildern sagen zu können. Manche fleißige Arbeit ist darunter, der dennoch der göttliche Funke fehlt, oder bei der die „Anlehnung“ noch allzu deutlich ist. Sollen wir nun aber gleich die flüchtig ergreiften? Durchaus nicht. Beachten wir zweierlei: Erstens ist zu berücksichtigen, daß diese Ausstellung noch keinen Höhepunkt, sondern erst einen Anfang bedeutet. Zweitens darf man von solchen Ausstellungen keine Sensationen mehr erwarten, die einen im ersten Augenblick überwältigen, und die man nach vierzehn Tagen schon nicht mehr ertragen kann. Sondern hier sollen Bilder ausgestellt werden, die man sich auch zu Hause aufhängen und mit denen man leben möchte.



Am reiztest unter den ausgestellten Werken sind wohl die Bildwerke. Wir nennen nur die Namen Thorax, Kolbe, Klimsch. Das Ausland hat den Wert dieser Künstler nicht viel Gleichwertiges gegenüber zu stellen. Unter den Bildnissen sind nicht immer die am besten, die höchste Persönlichkeiten darstellen. Doch sind die Bilder von Horn: Rudolf Heß und Zornmel: Mackensen (vor allem die Skizze dazu) gute und eheliche Arbeiten. Eine mehr persönliche Note zeigt Koloffs Bildnis des Professoors Troost.

Unter einigen guten Bildern, die ins Monumentale streben, fallen die Flora von Hans Gapp, die Werke von Eisenmenger und Gerbarding auf. Durch Ehrlichkeit und Frische zeichnen sich aus: Die Marinebilder von Klaus Bergen, ein Bild aus dem Felde von Janz, dem langjährigen Mitarbeiter der „Jugend“, Landschaftsagen von Erich Merkel, ein Fischebord von Amerdorffer, Tierbilder von Junghanns, Bildnisse von Schädinger, Graphiken von Richard Müller usw. Daß die Wapparbeiten, Mackensen und Otto Moderjohn hier zu finden sind, erdgebunden und wie heute gemalt, zeigt das Streben zum Ge-sunden, das diesen Werken wie der ganzen Ausstellung anhaftet. In der malerischen Qualität treten u. a. Fritz Eichhorn, Willy Krieger, G. von Nichtroffen hervor.

Es ist eine undankbare Aufgabe, so große und bedeutende Kunstaustellungen zu besprechen. Wenn hier einige Namen erwähnt wurden, so sollen sie doch nur als Symptome aufgefaßt werden für Qualitäten, die auch aus den Bildern anderer zu uns sprechen. Um die empörten Gemüter zu beruhigen, möchten wir betonen, daß wir keinen der erwähnten Künstler persönlich kennen. Nachdem wir uns nun genügend feinde gemacht haben, können wir nur dazu auffordern, die Ausstellung selber oft und lange zu besuchen und unser Urteil zu forcieren.

Entartete Kunst

Dem Drama folgt das Satyrspiel. In diesem Falle die Ausstellung: Entartete Kunst, an der Galeriestraße. Eine ungesunde, giftige Atmosphäre schlägt uns entgegen. Stellen wir diesen Madwerkern die Jahrhunderte deutscher und europäischer Kunst und Kultur gegenüber, so bleibt kaum ein anderer Schluss: Diese Kunst ist krank. Daß solche Krankheiten künstlich hervorgerufen werden können, sobald die Kunst einmal anfällig ist, zeigen die Verführer und Schrittmacher, aus deren Madwerken eine zynische Frechheit, eine Verhöhnung alles Besseren spricht, was wir noch heilig gehalten haben. Es sind aber auch deutsche Künstler darunter, die ihre Degeneration unter Beweise gestellt haben, die diese Kunstmaderei ernst nahmen und experimentierten. Es war ein gefährliches Experimentieren, denn bald wurden sie in den Strudel des Grauens mit hineingerissen. Deutlich ist zu unterscheiden, wo nur der Zynismus spricht, wie bei George Grosz, bei dem widerlichen Christusbildwerk oder wo eine seelische Erschütterung vorliegt wie in dem grauenvollen Werke von Otto Dix: Krieg. Nur fort aus dieser Atmosphäre: Als wir die Schau verlassen, nahmen wir einen Schnaps.

Rundfunk

Wir stehen nicht an, dem Rundfunk aus vollem Herzen unser rückhaltloses Lob auszusprechen. Der Tag der Deutschen Kunst hat uns wohlgetan. Erst Don Giovanni aus dem entzückenden Residenztheater, dann Beethovens Freunde vom Königsplatz in einer Aufführung, die in der Welt ihresgleichen sucht. Man mag unseren geistigen Gohnnutz schelten, aber wir wünschten aufrichtig, daß uns solches öfter geboten würde. Dabei sind wir durchaus nicht anspruchsvoll in Bezug auf die Darbietung, und wären auch mit einem einfachen Kammerquartett von Gardn, Schubert oder Brahms zufrieden. Nach dem täglichen Einerlei von zwei bis drei kommt uns plötzlich wie eine Offenbarung wieder die Entdeckung, daß wir eine deutsche Seele haben.



Aus unserem Skizzenbuch

Münchener Zwischenspiel

Dieser Tage, um die Mittagszeit, mußten wir am Hofort ungewöhnlich lange auf die Linie so warten. Erst kam ein Zweier, und dann noch einmal die Linie 2, und dann zum dritten Male. Endlich erschien der ersuchte Dreißiger. Es ist ein Naturgesetz, daß man ausgerechnet in der Strafenbahn, auf die man am längsten gewartet hat, keinen Sitzplatz bekommt. „Warum bringen's denn foan Anhänger mit? Wo's eh net femma“, schimpfte eine



frau vor uns. „Hier sollt amoi der Tram-bahndirektor selber mitfahren, nacha hätten's zeh'n Anhänger parat für die Herrschaften da heroben.“ Darauf der Schaffner: „Na, geben S' endl a Kuah! Und döa merken S' Bahna: Was der Herr Tram-bahndirektor is, der fährt über d' haupts net mit dera Tram-bahn, der fährt seinen eigenen Wagn.“

Der Niedersachsenkönig

Daß München voll Norddeutscher steckt, muß selbst denjenigen Münchnern auffallen, die noch nie im Hofbräuhaus waren. (Solch ein besonders trauriger Fall ist uns tatsächlich bekannt.) Daß aber Norddeutschland zunehmend von Bajuwaren besiedelt wird, ist ebenso neu wie erfreulich. Kürzlich trafen wir gleich ein halbes Duzend Bayern in einem Berliner Minirestaurant.

Am meisten Überraschung aber bietet die freie und Ganjesstadt Bremen. Bayer ist nicht nur der Lloydkapitän Trauer, sondern auch Hans Pfeiffer, der „Niedersachsenkönig“. Dieser kam schon vor vielen Jahrzehnten nach Bremen, wo ihn die norddeutsche Seelandschaft und die bremische Wohnkultur so anzogen, daß er sich dort niederließ, ein Fräulein Anthony

heiratete und eine Heimatzeitschrift „Niedersachsen“ herausgab. Obgleich sein Norddeutsch nie die bayerische Färbung verlor, nannten ihn seine Freunde den König von Niedersachsen. Die Künstler Nordwestdeutschlands, Ellencron, Lons, Kille und die Worsweder Maler: er kannte sie alle. Ein Menschenalter lang betreute er das Feuilleton der Bremer Nachrichten. Hans Pfeiffer ist auch heute das gleiche Original geblieben, trägt eine bunte Weste und hält es für gesünder, sich in einer Wanne kalten Wassers von der Sonne bescheiden zu lassen, als heiß zu baden. Er hält sich selbst nicht für ein Original, hat aber einen unerschöpflichen Humor und Sinn für die Originalitäten anderer Leute. Von ihm haben wir folgende wahre Geschichten über Bremer Künstler.

Dem Bildmaler Bernhard Schiffmann war wieder — wie oftmals — das Geld ausgegangen. In diesem peinlichen Zeitpunkt lautete es an der Haustüre, und ein Mann drängte sich in das Atelier, der seine längst fällige Rechnung bezahlt haben wollte. Bernhard sah den Mann lange mitleidvoll an: „Es tut mir sehr leid, aber wenn Sie mich nochmals mahnen, kommen Sie nicht in meine Lotterie.“ Der Herr sah den Maler fragend an. „Sehen Sie diesen Papierkorb voller Rechnungen“, erklärte Schiffmann weiter. „Das ist meine Lotterie. Wenn ich ein Bild verkaufe, rühre ich dreimal ordentlich um und hole drei Rechnungen heraus.



Die erste bezahle ich ganz, die zweite zur Hälfte, und die dritte, soweit der Vorrat

reicht. Wenn Sie mich ernstlich erzürnen, kann ich Sie leider nicht aufnehmen und das täte mir sehr leid um Sie, denn Sie sind doch wirklich ein so netter Mann.“ Unser Malner war tief gerührt, verabschiedete sich und stundete weiter. Er konnte Bernhard unmöglich böse sein.

Alle Kinder kannten und liebten den guten „Onkel Ernst“ Müller-Scheffel, den feinsinnigen Künstler und Menschen, um



Zeichnungen von E. Roselius

den jetzt ganz Bremen trauert. Er stammte aus der Heide bei Scheffel und hat dort auch viel gemalt. Ernst Müller arbeitete sehr rasch, skizzierte die Hardworte einer Landschaft und malte sie im Atelier zu Ende. Einmal verjammelte sich wieder die Dorfjugend in schweigender Bewunderung um ihn. Bis ein kleiner Bengel das Schweigen brach und fragte: „Du, Onkel, worum smeerst dat full?“ — Der bescheidene Ernst Müller war nicht ent und erzählte diese Geschichte umgehend seinem Freunde Hans Pfeiffer.

Ein anderer Bremer Maler, Theodor Herrmann, malte einen Garten. Auch bunte Glaskugeln und tönenerne Zwerge standen drin. Aber die Zwerge gefielen ihm nicht recht, und er ließ sie fort. Mit enttäuschten Blicken verfolgte die Dorfjugend das Werden des Bildes. „Du“, sagte der eine traurig, „den Zwerg malt er nicht mit.“ „Mein“, belehrete der andere, „der Zwerg ist ihm zu schwer.“

Die Jugend



Dame vor dem Spiegel

Ernst Zimmermann

Skizzen von Ernst Reinhard Zimmermann

Wer beobachtet, wie flüchtig Ernst Zimmermann seine Skizzen hinwirft, den würde es nicht wundernehmen, wenn diese Leichtigkeit der Hand ererbte und angeborene wäre. Tatsächlich entstammt der Maler einer alten Münchener Künstlerfamilie. Vater und Großvater, deren beider Namen er trägt, waren schon Maler von Ruf; ebenso Alfred, der Bruder seines Vaters, vor dem Kriege Mitarbeiter der „Jugend“. Wie alle Zimmermanns, erlebt Ernst Reinhard die Umwelt materisch. Er ist nicht der geblühtliche und „tiefveranlagte“, wildblickende Künstler, dem man in den Jahren nach dem Kriege so oft begegnete. Trotz seiner Kriegsverletzung immer fröhlich, ist er ein Empfindungsmensch voll strahlender Lebensfreude, dem das Schaffen leicht, fast zu leicht von der Hand geht; der in wenigen Minuten seine Skizzen „hinschreibt“, wie es er ausdrückt. Klarfen sind sein Element, auch seine Skizzen zeichnet er in Öl, auf Papier. Leider ist es in der einfarbigen Wiedergabe nicht

möglich, die ganze Ursprünglichkeit dieser Skizzen zu vermitteln. Kaum ein anderes Mittel gibt es, in dem sich so unbeschwert arbeiten ließe. Die Aktstudien sind von erschütternder Leichtigkeit und Grazie. Oft macht er seine besten Skizzen noch, während das Modell sich wieder anzieht. Wir besitzen die Skizze eines Modells, das sich zur Probe ein kurzes spanisches Jäckchen auf den nackten Körper zog, von dem noch das rosige Hinterteil hervorschimmert.

Bildnis und Akt, Blumen und Kinder sind Zimmermanns liebste Themen. Aber auch die Landschaften dieses leichtschaffenden Künstlers sind in ihrer fein empfundenen Farbenharmonie von großem Reiz.

An den Menschen fesselt ihn nicht nur das Physiognomische, sondern auch das Psychologische; er hat ein feines Empfinden für die Seele seiner Modelle. Bevor er ein Bildnis malt, macht er jeweils ein paar Skizzen, bis ihm das Gesicht so geläufig ist, daß er es nun einfach „hinschreiben“ kann. Großadmiral von Tirpitz

und Admiral Scheer, König Alfons von Spanien und andere berühmte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens haben ihm gezeichnet. Auch Blumen „porträtiert“ er, holt gleichsam ihren Duft, ihre Seele heraus. Sein besonderes Entzücken sind die Kinder. Er versteht es, die kleinen unruhigen Geister für sich zu gewinnen und die scheuen Seelen einzufangen. Ehe sie sich's versehen, sind sie auf das Papier oder die Leinwand gebannt. Und häufig kommt es vor, daß selbst die bekanntlich nie zufriedenen Mütter in solche Bilder vernarrt sind. Es ist eine schöne Welt, in der dieser Maler lebt, eine Welt, in der alles blüht und duftet — und die gleichwohl durch und durch echt empfunden ist. Ernst Zimmermann hat die Gabe, uns die Welt reicher, schöner und blühender sehen zu lassen. Ein halbes Jahrhundert alt und doch immer jung, ist er ein Künstler, der seine Kräfte voll Schwerkraft über die Menschheit ausleert. Sondern ihre aus voller Seele Freude schenkt — ein Künstler nach unserem Herzen! — E. N.

Siehe auch Titelblatt und Seite 486

Zeugin Schwalbe

Von Franz Johann Bierjak

Der Stämmhofer Sepp mit seinen treuen Kofsaugen steht vor dem Richterisch und hebt den schneeweissen Kopf einmal hochhin und einmal dabier, wenn sie ihn etwas fragen. Immer wieder fragen sie, besonders dieser Mensch dort auf der rechten Seite mit der funkelnden Brille; immer wieder muß er noch etwas wissen, wenn keiner mehr neugierig ist, und hinten hoch so viele Stadtleute und schauen und lüsen jedesmal, daß ihnen gewiß kein Wortlein davon auskommen kann.

Es muß wahr sein: es steht nicht gut um den alten Stämmhofer Sepp.

Was hat er denn getan? Himmelherrgott ja, der Greiningener Knecht, der Alois, hat auf dem Acker draussen das Kof geschlagen, wie man niemals ein Kof schlagen darf. Lange hat er ihm zugehoben, und dann ist er hinein zu ihm und hat ihn halt so mit den Händen genommen, den Knecht Alois Zimmetter; fürs erste einmal aufs Arie her — er ist ja nicht abgebrochen dabei, aber hernach hat er ihn eben so hineingeschmissen wjischen die Furchen. Kann er denn auch etwas dafür, daß er so schwere, gußeiserne Hände hat?

„Und genau so ist's herganga, Herr Richter, bal is amal sag ... Und weil ma a Kof it a so schlägt ... Und weil i dös Kof kenn durch und durch ... von Koa auf scho, a Kof, dös it schlägt und it heißt, Koa solchana hochbeiniga Zeita nit. A Kof wiar a Lammbi, sag i. Und weil's dös überhaupt gar it braucht hat ... Und da hab i'n halt nacha einigschmissn, Herr Richter. Verstehna S' mi ...“

Und der Sepp hockt sich wieder nieder und seine Augen starren auf den Boden.

Ja, wohin denn mit den großen, schweren Händen da herinnen, wo so viele Menschen sind? Dabeim kann er sie immer brauchen, dabeim sind es gute, fleißige Hände, Arbeits Hände, die immer etwas zu friegeln haben, aber hier! Manchmal scharren die langen, knochigen Füße vor und zurück. Ach, das müßt ihr doch verstehen, dreißig Jahre bin ich Kofknecht gewesen. Herrgott noch einmal, immer bei den Köstern, bei Tag und bei Nacht. Weißt du denn nicht, wie das ist, wenn so ein Kof säblings den Kopf nach dir umdreht, weil es dich gleich erkannt, wie du in den Stall getreten bist, oder wenn es dir dann die Hand ableckt, wenn es auch so eine schwere Hand ist wie diese da. So eine harte, verschwitzte? Oder wie es ist, wenn du in den Stall kommst, und es fängt gleich zu wiehern an, himmelhoch, kannst du denn das nicht verstehen?

Aber wer schleifelt denn da auf einmal

zur Tür herein? Ist das nicht der Hielinger, der Nachbarsmann? Was will denn der da? Ein Zeuge. Hm ... So ...

Der Richter blättert in seinen Papieren und fragt den Hielinger schon nacheinander aus. Der Sepp hockt unterdem auf seinem Stuhl, als ginge es ihn weiter nichts mehr an. Einmal fährt draussen ein Kofsaugen vorbei, und weil ein Fenster offen ist, hört man das Zufklappen herein. Da hebt auch der Sepp den Kopf und horcht. Ach, er hat ihnen doch alles gesagt, hat es ihnen doch auseinander gelegt. „Und weil's dös überhaupt gar nit braucht hat ... A Kof wiar a Lammbi ...“

„Nun, Zeuge“, sagt der Richter jetzt zum Hielinger, „noch eine wichtige Frage. Sie kennen den Sachverhalt. Der Angeklagte hat den Knecht Alois Zimmetter auf dem Acker draussen schwer verletzt. Sie kennen den Angeklagten sehr

gut. Sagen Sie mir: Ist der Angeklagte Joseph Stämmhofer auch sonst ein roher Mensch ...?“

Der Sepp schaut in die Höhe. „A roha Mensch, hm ...“ Aber da sieht er auf einmal etwas ganz anderes, genau gesagt, er spürt zunächst ein Säusen über sich.

Ach, es ist ja auch weiter nichts, als daß eine Schwalbe durchs offene Fenster in den Saal hereingeflogen ist. Rundherum fliegt sie im Saal, flattert zuweilen auf ein Fenster zu, nur nicht auf das offene, und schwebt alsbald wieder über den Köpfen hin und her. Da flüstern die Menschen und folgen ihr mit den Blicken und reden immer lauter.

Plötzlich steht der Sepp großmächtig da. „Wittschön, Leut, hebt's enf staad!“ sagt er. „Der Vogl weiß ja nimma wo aus und an!“ Er hat dabei die Arme hoch ausgebreitet wie ein ganz und gar Wittener.



Kinderstudie

Ernst Zimmermann

„Staad...!“ wispert er noch einmal und dann beginnt er zu locken.

„Pfiiii... pfiiii...!“

Die Schwalbe äugt herum, sie wird etwas ruhiger, man merkt es deutlich.

Sie fliegt wieder auf ein Fenster zu.

„Pfiiii...!“ lockt der Sepp. Aber da hat er sie schon auch.

Und der Angeklagte Joseph Stämmhofer, der eben eine Schwalbe gefangen, hat scheinbar alles ringsherum vergessen, den Richter, den Menschen dort mit der funkelnden Brille, den Alois, einfach alle. Und auf einmal sind die schweren, gußeisernen Hände so zart und gut. Wie in einem Nest sitzt der Vogel drinnen.

„Wie kommst denn iag du da eina, arm's Luada?“ sagt der Sepp.

Und dann steht er vor dem Richtertisch: „A ganz a jungs, Herr Nichta. Dös sollt ma halt aign (nähren) und ammin!“

Alle Augen schauen auf den Sepp; sogar der Mann dort auf der rechten Seite hat den Kopf gehoben und sieht sinnierend auf das Voglein. Aber der Sepp hat jetzt etwas viel Wichtigeres im Auge.

„Nix für ungut, Herr Nichta“, sagt er leise, „aba bittschö, heben S' Kabna iag ganz staad!“

Und der Sepp nimmt die Schwalbe in die eine Hand, mit der andern nähert er sich langsam und vorsichtig dem Richtertisch, denn ganz nah vor dem blitzenden Tintenzug sitzt eine — Fliege. Oh, wie flink ist diese schwere Hand, wie eine Vogelmutter: überhaupt, stiller könnte es im Saal nicht sein. Seht nur, der Angeklagte Joseph Stämmhofer hat die Fliege gefangen und bringt sie nun dem Vogel langsam vor den Schnabel. Weiß er denn nicht, wo er ist? Nein, der Sepp weiß es bestimmt nicht mehr. Und ganz ruhig ist der Vogel. Sieht er denn diese großen, gußeisernen Hände nicht?

Jetzt drückt ihm der Sepp den Schnabel leicht auseinander und das Schnäblein schnappt, wahrhaftig, es klappt ungemein schnell etliche Male aufeinander. Schon ist die Fliege verschwunden.

Schon ist das gewesen.

Der Sepp strahlt.

„Kunga hat a, Herr Nichta“, sagt er. „Ja, dich brächt ma schon durch“, lacht er



Ernst Zimmermann

den Vogel an, „göi, du Kleina Scheissa, du...“ Und mit einem Blick auf den Richtertisch sagt er: „Laß ma'n halt wieda aus, was...“

Er läßt die Schwalbe hinaus. Sie zwitschert noch einmal auf, dann stößt sie mit schnellen Schwingen ins Freie. —

Der Richter räuspert sich. „Zm... Wo waren wir eigentlich, Zeuger... Zm ja, ob der Angeklagte ein roher Mensch... Hat übrigens noch jemand eine Frage an den Zeugen... Also nicht... gut...“ Niemand hat eine Frage. Sonderbar.

Auch der Mensch dort auf der rechten Seite mit der funkelnden Brille schüttelt den Kopf und schaut gleich wieder so verloren in seine Notizen.

Und der Richter lächelt.

Es muß wahr sein: Es steht nicht mehr schlecht um den Sepp.

Was ist denn geschahen? Ach, nur eine junge Schwalbe, die sich wohl verfliegen, ist dagewesen.

Aber der Sepp starrt schon wieder auf den Boden und denkt: „Da eina fliegt's, 's arm Luada!“

Zu Zweien

Wir gingen zu zweien über die Wiese,
Die frisch ergrünt und voll Sonnenschein war,
Der Wind und ich. Wir spielten fangen,
Und hatte er mich, so zausl' er mein Haar
Und hausschte toll meine Kleider auf,
Dann sangen wir Lieder um die Wette

Der Wind und ich, und fragten die Blumen,
Wer wohl am schönsten gefangen hätte.
Sie wiegten die Köpfschen und ruckten es nicht.
Und als wir müde geworden sind,
Da legten wir uns ins grüne Gras
Still nebeneinander, ich und der Wind.

Dlga Maria Maurer

Der verlorene Weg

Von Hanns Hofmann

Die Sonne verglimmt hinter den runden Rücken der Hügel. Noch einmal erstrahlen die Wälder in Goldbesatz. Dann verlischt das Licht. Nun wird es Abend. Die Dämmerung legt sich über das Land, die milde Decke aus Samt. Blaue Schatten füllen das Dorf, die schmalen Gassen.

Eine Welle geht durch die Seelen. Friede. Es ist Abend, laß es jetzt, so sagt man. Die Glocken tönen in die Felder und brechen sich in dem nahen hohen Wald und kommen zurück — wieder, wieder und noch.

Aus dem dunklen Tor tritt der Schmied, bartig und breit, auf seinen Armen liegen die Muskeln dick und verstockt. Er macht drei Schritte zur Bank. Da sitzt er nun. Ach, es liegt ihm nichts daran, daß es jetzt ein wenig kühl von den Feldern streicht. Ja und er sieht wohl auch die Ästern in seinem schmalen Garten, buntfarbig, im zärtlichen Gaudium sich wiegen.

Feierabend. Da rasen die Hände, es schlaßen die inneren Augen ihre Lider auf, der Sinn wendet sich Höherem zu. Es ist ja nicht nur Mühseligkeit auf dieser Erde. Nein, die Seele spricht ein Wort, ein gewichtiges Wort und dann läßt man es klingen und horcht ihm nach bis in das dunkle Unverfändliche hinein.

Da plötzlich wird die Strafe wach, Arbeiter, einige milde Gestalten sieben vorbei, abgebraucht. Nichts in ihren Gesichtern vom Frieden der Arbeit, nichts als Augen, die nach den Köcken der Weiber schießen und Haß austreuen in diese Welt. Leutzsinder, so sagen sie, und Blutbund.

Es ist nichts Gutes mit diesen Leuten aus einem fremden Land. Sie haben schnell ihre Käufte aus der Tasche und nicht selten blüht darin das Messer auf. Es hat ihretwegen schon genug Streit und Kampf gegeben im Dorf.

Sie sieben vorbei wie ein Schatten. Nichts bleibt von ihnen. Nichts, wie von ihrer Arbeit. Da nimmt einer dem anderen den Meißel aus der Hand oder drückt ein neuer auf den Knopf und die Maschine läuft ihren alten Gang. Es gibt keine schlechte, aber auch keine bessere Arbeit mehr.

Da kommt Christian der Herr. Er hockt sich nieder auf die Bank neben dem Schmied. Er sieht von hier gerne in die Sterne, das hat seinen Grund. Es ist noch nicht so lange her, da saß er eben auf dieser Bank und sagte zu seinem Nachbarn „Meister“. Er war Bechtolds Geselle. Nun aber sagt er „du“ und sieht nicht einmal den Hut. Ja, Christian hat einiges gewagt, er ist herumgekommen und hat gelernt. Da kam ihm also der Gedanke an

diese kleine Fabrik bei sich zu Hause. Nun ja, es gelang, das muß man wohl sagen, aber irgendwie war Christian nicht zufrieden, es war sozusagen nicht die Spitze seiner Seelkraft.

Dieses Werk verlangte einen ganzen Mann. Wann konnte er da auf einer Bank sitzen, bei all dieser Mühe. Wieder warten auf ihn Briefe und Bücher. Christian schreibt keine leichte Hand. Er streift lieber am Amboss und schlägt ein Zuf-eien gerad, als mit einer feber jarte Buchstaben zu malen. Aber es gehört dazu und ohne seine Schreiberni muß bald Josef oder Andreas ein anderes Brot suchen gehen.

Ja, du hast es gut, sagt er da aus seinen Gedanken heraus.

Doch Bechtold rühret diese schmerzliche Stimme. Er hat eigentlich nichts sagen wollen. Nun aber macht er eine Bewegung, als träge er mit dem Hammer glühweisses Eisen.

„Was seht dir, Christian? Du hast alles. Ein Werk, Aufräge von überall her. Du arbeitest sogar in zwei Schichten, hörte ich.“

Doch Christian hat keine Geduld. „Ja, ja, aber habe ich zeit?“ so fragt er. „Müch freist das Werk.“ Ja, und daß er auch für Agnes manchmal eine Stunde frei haben wollte, für Agnes zu einem Schwaß hinter den Büschen, das kann er ja wohl nicht gut hier sagen. Christian flucht plötzlich ganz laut in diesen friedlichen Abend hinein und rennt fort.

Das hätte er früher nicht gewagt, so einfach ohne Wort und Geuß. Aber Christian ist jetzt manchmal so und man muß ihn öfters fragen, bis er eine richtige Antwort gibt.

Nun tritt Agnes aus dem Haus. „Vater“, ruft sie, „das Essen.“ Sie streift noch ein wenig über die blühenden Blumen hin, bevor sie Bechtold an der Hand nimmt.

„Christian war da“, sagt Bechtold. Wie gut, daß es dunkel ist, denn Agnes wird nicht wenig rot. Doch sie hat vielleicht nichts gehöret. Sie schweigt und legt dem Vater die Hand auf den Arm. „Laß“, heißt es wohl, „laß das gehen“, so bittet sie stumm.

Da sitzen sie nun in der Stube, die beiden, und Agnes teilt die Suppe aus. Es ist ein fernes Brot, das sie essen. Viel Silberstücke hat ja wohl der Schmied nicht in seiner Truhe, seit Christian ihm das Brot fortnimmt. Wie oft hat es Christian schon versucht bei dem Alten.

„Du mußt nicht mehr arbeiten, Bechtold, nein, du hast deinen Teil getan, jetzt sind wir Jungen dran. Gib mir deine Agnes und komm zu uns. Ich habe genug für uns alle drei.“ Ja, so sagte er wohl, der Christian. Er versteht es nicht besser. Aber was soll mit der alten Schmiede geschehen? Sie kann doch nicht einfach leer stehen. Wer soll künftig den Herden die neuen Eisen aufbrennen? Nein, nein, das

ist nichts für Bechtold. Das ist flucht. Müch trägt ihr hier heraus, laßt euch doch das einmal gesagt sein. Und Agnes? Vielleicht kommt einmal ein braver Gesell. Sie wird sich trösten. „Du“, so sagt er ihm, „du weißt nichts mehr von dem Wert der Dinge, Christian. Dich hat das Geld verdorben.“

So ist es also und die beiden suchen ihre Kammern auf. Es ist nicht viel Redens zwischen ihnen. Bechtold weiß nichts, was er Agnes noch sagen soll. Ach, er weiß so vieles nicht. Auch daß Agnes viele Tränen braucht, bis sie schläft.

In einer Nacht nun reißt sie es aus dem Schlaf. Klüche, Geschrei. „Das Werk brennt, kommt!“ Die Gassen hallen vom Gestamp der vielen Füße und der Himmel ist rot. Glühend biegen sich die Eisenträger, dann fliegt das Lager in die Luft, es standen Abbehälter da.

„Ja, fragt nicht, laßt es brennen!“ Agnes findet da plötzlich einen seltsam gefassten Christian. Ja, es ist gar nichts mehr von dem Fabrikherrn an ihm, er ist ruhig und steht in das flammenmeer mit zuckenden Augen.

„Verloren! Agnes, alles verloren und doch alles gewonnen! Komm, weine nicht.“

Da tritt auch Bechtold heran und sagt ein paar Worte. Aber Christian lacht. „Nein, Bechtold. Alles ist gut. Versteht du das?“

Ja, ja, die Schmiede hat nun wieder Leben und jetzt wird es doch so bleiben. Denn Christian und Agnes sterben nicht aus, es kommt ein neuer Bechtold und ein neuer Christian, und das geht immer so fort, bis man im Dorf keine Schmiede mehr braucht. Aber das kann ja wohl niemals sein.



Q. Malura

Der weise Minister

Chinesische Geschichten

nacherzählt von

S. Droste-Gülshoff

Der weise Kou-pao hatte dem Kaiser Tait-su und dessen Sohne Suy im Reich Schenft lange Jahre treu gedient. Während der Zeit, da Kou-pao als erster Minister die Geschäfte des Landes leitete, herrschte überall Ordnung und Wohlstand, der Handel blühte und die Bauern bearbeiteten in Frieden ihre Felder. Doch auch an Kou-pao ging die Zeit nicht spurlos vorbei. Die Gebrechen des Alters meldeten sich. Da legte der weise Minister sein Amt nieder und zog sich in sein bescheidenes Landhaus vor den Toren der Hauptstadt zurück, um seine letzten Jahre ruhig zu verbringen. Das Volk aber liebte Kou-pao und immer wieder kamen die Leute zu ihm, um seinen Rat einzuholen und von seiner Weisheit zu lernen.

Einst erschien ein reicher Kaufmann bei Kou-pao und zeigte ihm einenbeutel voll herrlichster Edelsteine, mit denen er ein vorzügliches Geschäft gemacht hatte. Kou-pao schüttelte den Inhalt des prall gefüllten Lederfächchens in seinen Schoß und ließ die Steine langsam durch die Finger gleiten. Sie funkelten und blühten in allen Regenbogenfarben, riesige Diamanten leuchteten wie Harke Waffertropfen und daneben schimmerte der sanfte, blaße Mondglanz kostbarer Perlen. Des Kaufmanns Augen hingens wie verzaubert an dem Juwelenchatz und er sagte, daß es auf der Welt nichts Herrlicheres gebe, als Edelsteine sein Eigen zu nennen. Kou-pao schob die Steine bedächtigt in den Lederbeutel zurück:

„Der Besitz eines Stüchchens Brotes, einer Handvoll Rüsse mag mitunter wertvoller sein —“

„Kou-pao, dein Alter läßt dich anscheinend mehr richtig unterscheiden!“ rief der Kaufmann empört.

Kou-pao lächelte sein weißes Lächeln. „O doch — — Aber höre erst meine Geschichte: Vor langer Zeit wanderte einmal ein armer Kaufmann durch die Wüste Gobi. Er marschierte Wochen und Monate, er verirrete sich, wanderte im Kreise und Wasser und Lebensmittel, die er bei sich trug, gingen trotz aller Sparsamkeit zu Ende. Schließlich hatte der Mann tagelang nichts mehr zu essen und taumelte vor Hunger und Schwäche, als er endlich eine Wasserfelle fand, an der er endlich brennenden Durst löshen konnte. Doch der Hunger peinigte ihn immer noch, als der Kaufmann sich müde umsch, bemerkte er, daß eine Karawane vor nicht allzu langer Zeit am Wasserloch vorbeigekommen sein mußte. Mühsam schleppte er sich

weiter, den Spuren nach, in der Hoffnung, vielleicht Reste von irgend etwas Essbarem zu finden. Seine Kräfte verließen ihn immer mehr. Da sah er plötzlich mitten im Sande neben den Pferdetritten etwas Dunkles liegen. „Ein Stück Brot“, schobte der Verhungernde inbrünstig. Er hob das Dunkle auf. Es war ein Lederbeutel mit kleinen runden Dingen angefüllt. „Es werden wohl Rüsse sein“, hoffte der Wanderer und öffnete den Beutel. Er enthielt keine Rüsse, kein Brot: wunderbare, riesige Edelsteine in allen Regenbogenfarben rollten in die Hände des Hungernden. Da sank der Mann sterbend in den heißen Sand. Unbeachtet fielen die edlen Steine zur Seite. Der Schatz, geeignet, einem Menschen alle Freuden und Genüsse der Welt zu schaffen, war dem Wanderer weniger wert, als ein Stüchchens Brot.“ —



Kling

Der weise Chinese Kou-pao hatte in seinem langen Leben viel gesehen, viel erfahren und hielt wenig von irdischen Gütern. Als einige Besucher einmal dem weisen Mann das kostbare rote Gold in allen Tonarten priesen, erzählte ihnen Kou-pao die Geschichte von den drei Zirten, die einen Goldschatz fanden:

„Sie gruben den großen schweren Kasten mit dem vielen Golde, das Käuber verborgen haben mochten, unter Gerüst und Gesträuch aus, das sie zum Anzünden ihrer Zirktenfeuer zusammentrugen. Die drei Zirkten schrien und tanzten vor Freude über die Entdeckung des Goldes. Machte sie doch der Fund über Nacht zu reichen Männern, die sich schöne Häuser kaufen, sorgenfrei leben und Diener halten konnten, so daß sie selbst keine Hand mehr zu irgendeiner Arbeit zu röhren brauchten. Die drei Burschen schleppten das Gold in der Kiste zu ihrem Zirktenfeuer und beschloßen, zuerst ein Freundesgelage zu veranstalten und dann den Schatz in drei Teile zu teilen. Einer der Zirkten, der junge Tsun-fun, wurde in das nächste Dorf gefandt, um dort Branntwein und einige Lebensmittel zu besorgen.

Tsun-fun lief so schnell er konnte. Untermwegs aber kamen ihm allerlei schlimme Gedanken. Er überlegte, wie schön es sei, wenn er nun ganz allein den Schatz gefunden hätte, und wieviel mehr er sich an Genüssen leisten könne, wenn er nicht mit den anderen zu teilen brauche. Da kaufte

der junge Tsun-fun den Branntwein und die Lebensmittel, aber dann ging er zu einer alten Zauberin, die er gut kannte, und ließ sich ein Schälchen voll Giftpulver geben. Dieses Gift mischte er in den Branntwein und ließ zu seinen Genossen zurück.

Den beiden am Feuer zurückgebliebenen Zirkten hatte jedoch das leuchtende rote Gold inzwischen auch den Sinn bedort. Sie fanden, zwei Kassen Gold seien besser als drei und beschloßen, Tsun-fun umzubringen. Sobald der Junge zurückkehrte und Wein und Esswaren zu Boden setzte, fielen die beiden Zirkten über ihn her und erschlugen ihn mit großen Steinen. Hernach setzten sie den Weinkrug abwechselnd an die Lippen. Sie hatten jedoch den Branntwein noch nicht zur Hälfte getrunken, da brannte die Flüssigkeit wie Feuer in ihren Leibern. Die beiden Zirkten fühlten die Wirkung des Giftes, fielen hilflos zur Erde und starben wenige Stunden nach der Auffindung des Schatzes unter grausamen Leiden.“

Der reiche Kaufmann Tschung-li war gekörnt und zwischen seinen beiden Söhnen Yun und Hsia-wan-ti entbrannte ein bestiger Streit um das Erbe, denn Tschung-li hatte ein reichgefülltes Warenlager voll der herrlichsten Porzellanwaren, der feinsten Seidenstoffe und Stickerien, der kostbarsten Goldgeräte und Edelsteine hinterlassen. Da die Brüder sich durchaus nicht einigen konnten, gingen sie zusammen zum weisen Kou-pao, um seine Entscheidung anzurufen.

„Ich bin der Älteste“, erklärte Yun, „also ist es nur recht und billig, wenn ich das Erbe nach meinem Gutdünken teile!“ „Nein, das ist ungerecht, du wirst zu deinem Vorteil teilen und ich werde mir dies nicht gefallen lassen!“ entgegnete der jüngere Bruder Hsia-wan-ti. „Außerdem hat mein Vater mit schon früher öfters gesagt, ich dürfe mir einmal aus seinem Besitz alles ausleihen, was mir gefiele und mir am nützlichsten sei!“

Der weise Kou-pao lächelte kein:

„Yun — — Warum wollt ihr es denn nicht so halten, wie es euer Vater, mein verstorbenen Freund Tschung-li bestimmte? Ihr wünscht meinen Rat in dieser Sache und wollt euch meinem Urteil fügen. Gut, ich entseide: Du, Yun, als der Älteste, teilst das Erbe, alle Seiden, alle Edelsteine, alles Gold und alles Porzellan in zwei Teile. Görest du wohl, in zwei Teile, doch ganz nach deinem Gutdünken. Und du, Hsia-wan-ti, wirst die beiden Teile genau besichtigen und dir denjenigen auswählen, der dir am besten gefällt und am nützlichsten erscheint —“

Da sahen sich die beiden Brüder verdutzt an, aber dann gingen sie nach Hause und Yun teilte das Erbe in zwei genau gleiche Teile.



Höllsteinsee im Bayer. Wald

F. Siegele

Die einsame Rose

In einem stillen Garten
 stand einsam eine Rose.
 Die roten Blättchen lachten
 aus dunkelgrünem Moose.
 Und als in dunkler Nächste Traum
 der Mond vom Himmel schien,
 da flüsterte ein Eschenbaum:
 Rose, du mußt verblühen.

Als dann am andern Morgen
 die Rose sanft erwacht,

war sie ohn' alle Sorgen
 und hat mit der Sonne gelacht.
 Doch als der Tag so heiß war,
 da lächelte sie nur noch,
 es rief ein schwarzer Vogel:
 Und sterben mußt du doch!

Es schien die nächste Nacht
 der fahle Mond herab,
 da fielen schon ganz leicht
 ein paar der Blättchen ab.

Dann kam die heiße Sonne
 und ließ die Rose schwachen,
 zur Neige ging die Wonne,
 der Duft flog aus dem Garten.
 Und als der bleiche Mond
 zum letzten Mal aufstieg,
 da fiel das letzte Rosenblatt,
 sie neigte sich und schwieg. —

Cläre Roselius-Ritschmann



Rhön-Landschaft

H. Kistler

Gespräch an der Wegetafel

Die Nachmittagssonne brennt. Die Bauern arbeiten auf den Wiesen. Heudunst trägt der Ostwind durch die stille Dorfstraße. Aus dem Gasthof kommen vier fremde. Die Frauen voraus, Dirndlkleider und weiße Atlaschuhe mit Stöckelabsatz. Schwere Doppelfinne verbreiten Würde. Hinterher die Männer. Imitierte Lederhosen umprallen weiße Schenkel. Ein Gamsbarthütel thront auf dem massigen Kopf. Das Mittagessen war reichlich, das Schläfchen erquicklich. Man ist mit sich und der Welt zufrieden. Nur die Gize beschwert die gepolsterten Körper. Aber, daß es in der Sommerfrische heiß ist, ist Bestimmung. Gottergeben schlendert man den Weg. Die eisenschlagenen Stöcke klirren auf den Steinen.

„Wo wollen wir den Kaffee trinken?“ Die Wegetafel ist erreicht. Man inspiziert sie mit Eifer wie eine Speisekarte. „Kesselfalm, 1 Stunde, ff. Kaffee, Erdbeeren mit Schlagrahm“, liest Frau Julia laut vor. „Zm“, schnaufen die Männer. „Das ist näher“, konstatiert Frau Julie und blickt den Gebieter an: „Was meinst du, Emil, gehen wir auf die Schweigeralm?“ — „Zm“, schnauft Emil, lästert das Gamsbarthütel und wischt den Schweiß von der Glanz.

Inzwischen hat Fritz am Rande der Wegetafel ein kleines Plakat ins Auge gefaßt: „Café Waldeck, 5 Minuten, schattiger Garten, ff. Kaffee, Erdbeeren mit Schlagrahm, Jitberkonzert“, liest er mit aufsteigendem Interesse. „Kinder, da gehen wir hin“, entscheidet er diktatorisch. Im Plenum erhebt sich kein Widerspruch.



Kling

Drei Köpfe nicken ihm zu. Die Frauen geben Arm in Arm voraus. Die Männer folgen. Emil öffnet den Mund: „Gast recht, Fritz. Wenn ich fünf Minuten von hier den schönsten Kaffee haben kann, warum soll ich stundenlang auf ne Alm rausklettern?“ Frau Julie wendet den Kopf: „Und noch Jitberkonzert extra.“

Die Harmonie einheitlicher Weltanschauung umschwebt die schlendern-

Daare. Die eisenschlagenen Stöcke klirren auf den Steinen.

Entwicklung

Baron X. hat schon seinen Kummer. Zuerst rasselte der Sohn von Examen zu Examen, und jetzt ist Leocardia, seine Tochter, schon neunzehn, und noch immer besucht sie die private höhere Mädchenschule.

Nunmehr aber scheint dem Baron der Zeitpunkt gekommen, einmal ein ernstes Wort mit dem Direktor zu sprechen. „Hören Sie“, sagt er, nervös und überreizt, wie er ist, „ich glaube, es liegt vor allem an Ihrem albernem Schulsystem. Oder halten Sie meine Tochter für so bodenlos dumm und rückständig und unentwickelt, daß sie — nun, wie?“

„Zm“, überlegt der Direktor, „ich muß gehen, Ihre Tochter hat sich in der letzten Zeit recht gut entwickelt.“

„Na also“, ruft der Baron, „aber wie so entwickelt? Meinen Sie den Geist? Oder mehr das Seelische? Den Charakter?“ „Wenn ich ehrlich sein soll“, lächelt der Direktor und guckt den Baron an, „so meine ich eigentlich nur den Oberkörper.“

Z. X.

Das Mädchen aus dem Moor

Eine Erzählung von Erwin Karl Gornauer



Ros.

Mein Freund Walter und ich hatten jeden Sommer oder Herbst noch eine Wanderung in unser deutsches Land unternommen. Jedesmal ging die Fahrt in eine andere Gegend, einmal in die Berge, denen wir nahe waren, ein andermal pilgerten wir die Altmühl hinauf, in das burgentreiche Land der Franken, bis nach Nürnberg, wo uns der Zauber mittelalterlicher Romantik beglückte.

Dann kam ein Sommer, da wir nach dem Nordwesten wollten, nach dem rauhesten deutschen Land, der Eifel. So zogen wir los mit Zelt und Rucksack, hinein in die Weiten des Venn und hinauf auf die Gesteine und Gerölle und die Wäldchen jener Gegend, über die — es war Spätsommer geworden — der Nordweststurm seine kalten Winde trieb. Wirklich rauh ist jene Gegend, vor den Häusern

stehen übermannshohe Baumhecken, um den Wind abzufangen vor dem dahinterliegenden Gehöft, das Wohnhaus, Stall und Gesindestuben unter einem wohlgedeckten Dach vereint. Scharfe braune Gesichter mit Furchen und Falten sahen uns aus den Ländchen entgegen, es schien uns ein ungasliches Land, von dem die Sage spricht von einer Bevölkerung, die nicht glauben will an die Barmherzigkeit und die Ede ihres Bodens, der endlos weit und flach im sogenannten „Venn“ mit Ginster und Heide überwuchert sein trostloses Sein hinträumt. Wie ein Bruder des Meeres, der seinen kühlen Wind herüberweht vom Westen, liegt die Eifel gebückt unter der Wucht und nur dann und wann hebt sich ein kahler spröder Stein daraus empor, auf dem zuweilen ein Kreuz den Wanderer gemahnt.

Wir hatten also unser Zelt im flachen Lande hinter einer buschigen Halde aufgeschlagen und im Topf brodelte der abendliche Tee und die Pfeifen glimmten ihren Rauch hinaus in die Luft, die ihn zerriß. Ich holte meinen „Fogohobel“ aus dem Rucksack und quitzelte Melodien, bald heiter, bald traurig, in die Ede hinaus. Walter gestand mir, daß die heiteren Töne nicht so recht zu dem Land paßten und so zermarterte ich mein musikalisches Talent mit Gedanken, die im Gehirne die dort registrierten traurigen Weisen hervorzuholen hatten.

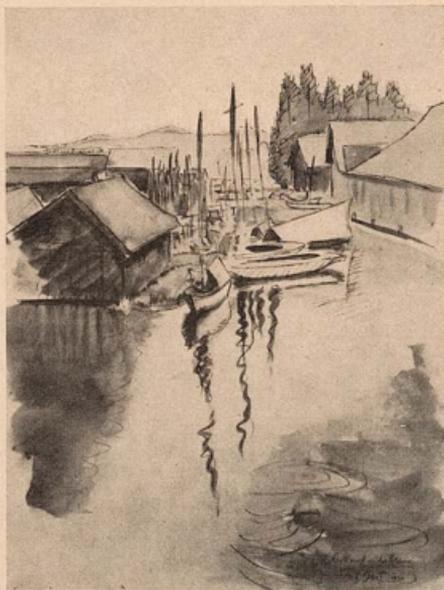
Es war Abend geworden und die Sonne sank in den Ginster langsam hinein. Die Häuser, die weit verstreut sich vor uns in die Ebene breiteten, suchten lobend auf in dem letzten Schwelgen der Farben, die das Tagesgehirn hier spielen ließ.

Ein langes dunstiges etwas wanderte an uns vorüber, ein Schatten eines Wanderers wohl, der aus dem Moor kommen mochte, das zu jener Seite lag, da der Schatten herwanderte. Wir kummerten uns nicht weiter darum, Walter rührte im Kochtopf und ich hobelte mir auf dem Instrument die spröden Lippen wund.

Da! Vor uns stand ein Mensch, ein Mädchen, mit einem Korb am Arm und einer Funfroll zurechtgelegten Haube auf dem Kopf. Wir konnten ihr Gesicht nicht recht erkennen, denn sie stand der Sonne abgekehrt und nur der Schatten fiel als langes dunkles Zeichen über unser Zelt weg in die Weite hinein. Walter sprach das Mädchen an.

Dann saßen wir zu dreien um das flackernde Feuer, das gierig aus der gestochenen Verankerung emporzüngelte zu den Ginstergräsern, die metallisch leuchteten im letzten Zucken des Lichts. Und Walter und ich schwiegen und nur das Mädchen sprach in ihrer Mundart, die wir nicht verstehen konnten. Ängstlich hütete jeder von uns beiden das junge Mädchen, aus dessen spitzbedecktem Hemd matt im Halbkreis eine weiße zarte Haut erglänzte. Funfroll wand sich eine Schnur durch die Öfen daran, nur oben fiel das Weiß des Linnens zu beiden Seiten auf die Schultern.

Walter und ich strebten danach, den lieblichen Schultern des Mädchens möglichst nahe zu sein. Und wie wir so spielten um die Gunft dieses zierlichen Ge-



Am Starnberger See

Fritz Gartz



Lesende

M. Hauschild

schöpfte in der rauhen Gegend, lächelten ihre Augen eben an und der Mund dabei wölbte sich sanft und das Flackern des Feuers fiel auf die blingenden Zähne, die aus dem roten Munde lockend strahlten.

Wir waren in unserem Liebestaumel allmählich um das Mädchen herumgerückt und stierten uns feindselig in die Augen. Jeder Augenblick konnte die Auseinandersetzung bringen um die Gunst unseres Kleinodes, das uns die sinkende Sonne beschert hatte. Doch als ich mit den ersten Kuß rauhen wollte und mein Freund aufsprang, um sich auf mich in seiner Wut zu stürzen, raschelte das Mädchen davon. Ehe wir uns versahen, war sie in das Dunkel der Bäume entschwunden, nur mein Mund fühlte noch einen leichten warmen Sauch vom roten Mund des Mädchens. Walter war ihr nachgesprungen. Dann kehrte er schweratmend zurück. „Vergebens.“ Er warf sich auf die Erde, kauerte sich an das Feuer und blies mit der Gewalt seiner Lungen in die glimmende Lohzunge hinein, die aufflammte im Genießen des Säheles, das seinen Zungen stillen half an trockenem Geäst.

Walter war eingeschlummert. Ich spielte heitere und traurige Weisen, während der Mond heraufkroch und die Sterne sich über den Himmel säten; aber das Mädchen hörte nicht mehr auf die lockenden Klänge.

Des anderen Tages mußten wir lachen, denn jeder hatte einen Traum gehabt. Walter träumte von den leuchtenden Augen des Mädchens, in die er im Traum zu tief gesehen und ich hatte den roten Mund beim Flackern des Feuers fühlen dürfen, ganz; doch nur im Traum.

Was ist geschehen?

Da es nicht reichte für eine Urlaubsreise ins Gebirge, kamen Stephan und seine Frau auf den schlauen Gedanken, Tante Emilie, die in der Tegernseer Gegend ein nettes Häuschen besaß, einzuladen, um dann auch von ihr dorthin eingeladen zu werden. Emilie Schlanghofer kam sehr schnell zu ihnen ins kleine Städtlein; sie brachte sogar ihr Bündlein mit.

Tante Emilie war schon ein alter Jahrgang mit Fächchen auf der Oberlippe. Ihre Worte waren süß wie Apothekerfügelchen mit Schokolade außen herum. Auch kam es, daß Stephan sich bald das Rauchen in seiner Wohnung abgewöh-

nen hatte, denn Tante Emilie konnte es nicht vertragen. Dafür durfte er oft stundenlang das Bündlein spazieren führen und durfte sich freuen und lächeln, wenn er die Zimmerlinde für einen echten Baum hielt. Übrigens schlief das Bündchen auf seiner Daunendecke recht possierlich, Stephan hingegen auf der Ottomane in der Küche. Auf Tantes Kennerchaft hin wurde auch die ganze Wohnung umgestellt. Den Höhepunkt der Freude aber bildete offenbar jener Augenblick, in dem Tante Emilie mit einem Brief ins Zimmer eilte und die lieben Worte sprach: „Denkt euch nur, Kinder, jetzt kann ich

dann immer bei euch bleiben, denn ich habe mein Haus im Gebirge äußerst günstig verkaufen können...“

Am anderen Morgen war im lokalen Teil des Blättchens zu lesen: „Wie wir erfahrend, kam gestern die auf Besuch hier weilende Emilie Schlanghofer bei einem Sturz über die Stiege so unglücklich zu Fall, daß sie sofort ins Krankenhaus eingeliefert werden mußte.“

Gründliche Leser fanden weiter hinten in der gleichen Ausgabe noch folgendes zu lesen: „Zund zugelaufen. Scheinbar schwere Schlagverletzung auf dem Rücken. Abzuholen bei...“ Was war geschehen?

Franz Johann Bierack

GELEHRTE LEUTE

Humoreske von Alfred Richter



Kling

Die drei alten Schulfreunde trafen sich nach 25 Jahren wieder.

Diesmal machte Philomen Wackerzapp, Professor der Physik, verabredungsgemäß den Gastgeber.

Beim Frühstück war es mit den dreien noch zur Not auszuhalten. Danach aber hatte es aus, und die Professorin Wackerzapp beschloß, die Bücherwürmer für sich allein zu Mittag speisen zu lassen. Ein anfängliches Stück der geplanten Bratgans würden sie ihr ja wohl überlassen, denn die Mahlzeiten waren ihnen bei ihrer Zusammenkunft überhaupt das geringste, und vielleicht wußten sie hintennach nicht einmal, was sie gegessen hatten.

So saßen sie also und predigten sich gegenseitig aus ihren grundverschiedenen Wissenschaften vor, indes die Professorin den Tisch richtete. Das bedienende Mädchen war ganz ausgeschaltet worden, weil sie es bei Anbörung der unbegreifbaren Reden voraussichtlich mit der Todesangst würde gekriegt haben, oder mit dem Wahn, diese ehrenwerten Männer wären verrückt, und es müßte der Rettungswagen alarmiert werden.

Der Professor der Philosophie Theodor Kompus legte gerade die Wichtigkeit von Kants transzendentaler Apperzeption dar und wies darauf hin, daß Nichts die transzendente Apperzeption der synthetischen Identität gleichsetze — hier entfloh die Professorin rasch, nachdem sie die Suppe ausgeschöpft hatte, mit einem drängenden: „Aber nun bitte zu Tisch, meine Herren!“ und die Gelehrten näherten sich, dabei weiterredend, auf Umwegen und mit großen Pausen der Tafel und ihren wartenden Genüssen. Gelegentlich zogen sie einander an den Kockauffschlägen ein Stück vorwärts, um bald wieder stehen zu bleiben, hatten aber schließlich doch die Löffel in den Händen, schöpften, schlabberten und redeten und merkten auf einmal, daß die Teller leer waren.

Da stand auch schon der ganz und gar feenhafte Gänsbraten auf dem Tisch. Die Professorin hatte ihn mit dem Lächeln der Königin hereingebracht und hätte vielleicht doch ein mildes Lob erwartet, jedoch man disputierte gerade darüber, ob Kunst Intuition sei, wie Croce das lehrt, oder aber Allegorie. „Allegorie!“ rief just der dritte im Bunde, der Professor der Ästhetik Alexander Schnobermann, „Allegorie! Gal Allegorie ist nichts als die äußere Verbindung oder das konventionelle und willkürliche Nebeneinander zweier geistiger Tatsachen — —“

Die Professorin entfloß abermals, ihre von der Tür hergerufene Aufforderung an den Gatten, die Gans zu erledigen,

wurde überhaupt nicht gehört, denn Philomen hatte dem Freunde gerade entgegenzuhalten, welche Bedeutung der aristotelische Begriff der Mimesis hätte, und daß er im Hegenjag stände zur platonischen Verurteilung der Poesie — —“

Die Professorin zog Kopfschütteln die Tür zu und dachte: „Gut! So füttert sie eben kalt!“ Doch da sie dabei die Tür sehr derb zuschlug, erwachten die drei Wissenschaftler, schauten erkantet umher und entdeckten zu gleicher Zeit die herrliche Bratgans.

Wackerzapp, als der Gastgeber, zog die Platte an sich heran und griff nach dem Transtierbesteck. Diese Lücke am Band des gelehrten Gesprächs benutzte er zugleich — denn er selber war bisher noch nicht recht zu Worte gekommen als Physiker vor dem Philosophen und dem Ästhetiker —, um etwas Entscheidendes über das Additionstheorem der Geschwindigkeiten gemäß der klassischen Mechanik zu sagen, da stieß er in der Welt der Erklärungen, die uns bei unserem Erdenwandel umgibt, und die von Leuten, die nicht gelehrt sind, Wirklichkeit genannt wird, auf ein ganz sonderbares Phänomen — wie er nämlich das Messer ansetzte, einen tiefen Schnitt dort hinein zu tun, wo jede vernünftige Gans ihre Brust hat, sagte das Messer „päng“ und rutschte ab, deutlich auf harten Knochenuntergründen hin.

Vanu: Der Professor Wackerzapp beobachtete das Messer genau und schmitzt von neuem. Indessen, wieder „päng“.

Jetzt holte er das impertinente Tier ganz dicht vor seine Augen, und was mußte er sehen! Diese Gans hatte überhaupt keine Brust!

Gibt es sowas!

Da vermisst sie nun den zünftigen Zoologen in ihrer Mitte. Mit Physik, Philosophie und Ästhetik kommt man an das Problem einer brustlosen Gans nicht heran. Immerhin, Kompus betonte, daß man, wie er gelesen hätte, auch schon Kälber mit fünf Beinen und Gämmler mit zwei Köpfen betroffen haben sollte, er selber hätte sie zwar noch nicht gesehen, und Schnobermann entlastete den Gastgeber, der sich schuldberührt fühlte, durch die humorvolle Bemerkung, daß sich die Natur mit dieser Gans eben einen anatomischen Scherz geleistet hätte, aber man konnte sie dem Kollegen flit von der medizinischen Fakultät mitgeben, für den war das ohne Zweifel ein hochinteressanter Fund.

Die Professorin kam herein und sah die Mannen tief sinnig und bekrüzt zugleich hocken. „Ja, warum eßt ihr denn nichts?“ fragte sie erschrocken.

„Die Gans hat keine Brust!“

„O, ihr Gelehrten!“ sagte die Professorin nach einem erlauteten Blick auf den verbrecherischen Vogel, lachte, kastei hin, drehte ihn herum und sagte: „Soo! Aber nun vorwärts!“

Es war in der Tat eine verblüffende Lösung: Das Vieh von einer Gans hatte ganz einfach verkehrt herum auf der Platte gelegen.



Rücken-Akt

M. Hauschild

In dem rückwärtigen Gebäude in der Thiereckstraße 7 wurde der Blaserlehrling und später so berühmte Optiker Fraunhofer durch Säureeinschüttung verschüttet und auf wunderbare Weise gerettet.

Das Bild zeigt die Durchgangsgasse von der Kaufingerstraße (Nr. 35) zum Domplatz.

Sans Grey



Intelligenz-Prüfung

Dem Beispiel einiger Zeitschriften und Magazine folgend, stellen auch wir hier einige Fragen, an denen unsere Leser ihre Intelligenz prüfen können. Wer die acht Fragen nicht innerhalb vier Minuten beantwortet kann, ist ein verkalkter Trottel!

1. Wieviel Grad muß das Lampenölfeuer haben, um tödlich zu wirken?
2. Eine Bage bekommt an einem Tage sieben Junge. Wieviel bekommt sie in vier Wochen?
3. Legen die Zühner auch an Sonn- und Feiertagen Eier?
4. Müssen in Grinzing alle Leute grinsen?
5. Welche falsche Telefonnummer muß man verlangen, um die richtige zu bekommen?
6. Wieviel Prozent Brom sind in der Brombeere enthalten?
7. Muß die Wirtin einem Kohlhöfer morgens Kaffee kochen oder ihm die Bohnen auf einem Tablett servieren?
8. Die Liebe geht bekanntlich durch den Magen. Und wenn sie durch ist, wo ist sie dann?

Ein Mann steht an der Reichenbachbrücke und sieht andauernd ins Wasser rein. Viele Leute sammeln sich schon an. Im Glauben, es sei was Schreckliches passiert. Bis einem die Sache zu bunt wird und er fragt den Mann: „Ist jemand ertrunken?“ Drauf sagt der Mann: „Ertrunken ist niemand, ich seh nur die Donau so gern.“ Aber, Herr Nachbar, das ist nicht die Donau, sondern die Isar!“ Sagt jener: „So schlecht sieht ich!“

Mozart und sein Don Juan

Don Juan geizig bekanntlich bei der Erstaufführung in Wien nicht.

Alle — Mozart ausgenommen — glauben, es fehle etwas daran. Kaiser Josef

aber meinte: „Die Oper ist köstlich, ist göttlich, sie ist vielleicht sogar besser als der Figaro, aber — sie ist keine Speise für die Zähne meiner Wiener.“

Mozart hörte diesen Ausspruch und sagte: „Man soll den Wienern nur Zeit lassen, sie zu kauen.“

Jeder Mutter jedem Kind glückliche Stunden
Gebt für das hilfswert:
Mutter u. Kind

Verlangen Sie überall die „JUGEND“

Werbung bringt Arbeit

Daunendecken
Kunstseide, Füllung reine Daunen, 39.— Bk. gr.
W. KAISER, Nürnberg, Feilitzstr. 35

Qualitätsdrucke geben Ihrer Werbung eine besondere Note

Graph. Hunstanfalt W. Schütz, München
Herrnstr. 8-10, Tel. 207 63

HEINLOTH & Co KDT.-GES.
MÜNCHEN 2 N.W. • ARNULFSTR. 26.
FERNSPR. 52547 **KLISCHEE**

QUALITÄTS-UMBR
Druckerei
MÜNCHEN SCHÜTZEN-STR. 9
BEIM HALTBANKOFF

Klischees von **Münchener Klischee-Anstalt**
für Hochleistungsdrucke
Blatt-Endwerke
• Beschleunigung
Kanalstr. 3 / Tel. 27667

Der Wald

Eine Gemeinde in Steiermark wollte einen Wald knapp vor ihrem Tore abholzen. Sie hatte Schulden, brauchte viel Geld und überhaupt stand der Wald im Weg, kurz und gut, man drängte auf die Bewilligung der Forstbehörde.

Die war jedoch anderer Meinung.

Man dürfe nur jeden fünften Baum schlagen, müsse sofort an dessen Stelle ein neues Bäumchen setzen, runderum eine Steinmauer bauen, das Unkraut wöchentlich sauber ausrupfen und Selbstbüsche gegen wildernde Ziegen anbringen. Wie eben Erlässe von Forstbehörden manchmal sind.

Die Gemeinde war verzweifelt, alle Schreibereien änderten nichts. Der Bürgermeister jammerte: „In Wald ham, net, wo's Holz leicht bringen kannst, net, wo's Geld auf der Straß'n liegt, net, und 's net aufheba derfa, net!“ Bis eines Tages ein Gemeinderatsmitglied sich erbot, die Sache ins Reine zu bringen. Alles war gespannt, wie er dies anstellen würde. Zwei Tage später ging ein neues Schreiben in Sachen Abholzung nach Wien ab:

... nicht etwa, weil die Gemeinde verschuldet ist, wurde der Beschluß zur Abholzung gemacht, sondern einzig und allein, weil dieser Wald einen Unterschlupf für die Unkeuschheiten bietet, die unsere heranwachsende Jugend dort abends treibt ...

Nein, dieses Schreiben ging nicht an die Forstbehörde, es war an den hochwürdigsten Herrn Bischof gerichtet.

Und acht Tage später hallten die Agrarschläge, daß das Dorf erbette!

Kurz und bündig

Ein Student schrieb immer sehr lange Briefe nach Hause. Alle endeten aber schließlich in der Bitte um Geld.

Der Vater schrieb ihm, er solle sich fürger fassen, es wäre schade um das Papier und die Tinte.

Darauf schrieb der Sohn zurück: „Bitte Geld.“

Der Vater aber fügte in das weitaus-einandergesogene Wort Geld das Wörtchen du ein und sandte den Brief wieder dem Abfender, der nun lesen konnte: „Ge du Id.“



Weiden

Selbstbewußt

Ein berühmter Klavierspädagoge wurde gefragt, wieviel er von seinen Schülern verlange.

Er sagte: „Wenn sie noch nichts können, so verlange ich vier Schilling für die Stunde, haben sie aber schon etwas gelernt, so müssen sie das Doppelte bezahlen, denn vier Schilling gehören für das Lernen, und vier Schilling für das Abgewöhnen dessen, was sie wo anders gelernt haben.“

Die wahre Gastlichkeit

Ein reicher Kaufherr hatte einst einen viel ärmeren zu Gast geladen. Unausgeseht wurde der Gast gefragt, was er wünsche und alles, was gut und teuer war, wurde ihm vorgelegt. Immer war der Gast im Mittelpunkt und keine Minute verging, ohne daß ihm nicht etwas angeboten wurde.

Als er Abschied nahm, sagte er zu seinem Wirt nach Worten des Dankes, daß er sich freuen würde, wenn sein Besuch bald erwidert würde, denn er hoffe, daß es ihm bei ihm noch besser gefallen würde.

Neugierig kam der Reiche zu dem Armen. Er war erstaunt, daß, trotzdem er sich angemeldet hatte, gar nichts Besonderes auf den Tisch kam, daß er ganz daselbe bekam, wie die Frau und die Kinder. Er merkte auch bald, daß jedes wie bisher seiner Arbeit nachging und er sah nun, daß es viel beglaglicher ist, wenn man keine Störung verursacht, sondern so behandelt wird, als wenn man zur Familie gehörte.

Abends wichtig - morgens richtig

Chlorodont



Wiße, über die wir vor einigen Jahren noch lachten

Ehrlichkeit

Steht da einer auf der Straße und handelt mit Postkarten. Ein Vorüberkommender gibt ihm den wohlgemeinten Rat: „Verkaufen Sie doch lieber Streichhölzer, das bringt mehr ein!“ — „Ave, ich will ehrlich bleiben! Kreuzer hat auch mit Streichhölzern angefangen!“

Pfundsturz

„Was! Du steckst dein Geld in den Strumpf? Ist es da denn sicher?“ — „Meinst du vielleicht, ich bring's auf die Bank von England!“

Devisen

„Hi! Leise! Gaben Sie chinesische Devisen?“ — „Vertum! Ich hab bloß die Selbstucht!“

Prohibition

„Welchen Namen haben Sie denn Ihrem Baby gegeben?“ — „Amerika!“ — „Wie komisch!“ — „Wie? Es muß doch auch immer trockengelegt werden!“

Einzige Freude

„Sie gehen in letzter Zeit so häufig in den stummen Film?“ — „Ja, es ist erfrischend, Frauen sprechen zu sehen, ohne daß man etwas hört!“

Was ist der Unterschied zwischen Radio, stummen Film und Gehaltszulage? — Im stummen Film sieht man was und hört nichts, im Radio hört man was und sieht nichts, und von der Gehaltszubühung hört und sieht man nichts!

Der Schüchterne

„Seit einem Jahr liebst du mich schon, Oskar? Ja, warum hast du dich denn heute erst erklärt, du schüchterner Mensch?“ — „Keine Sorge, Schatz — wegen der Wohnung habe ich mich schon vor einem Jahr auf dem Wohnungsamt angemeldet!“

Mode 1926

„Ich möchte ein paar Strumpfbänder kaufen!“ — „Sehr gerne, gnädiges Fräulein, sollen es ähnliche sein, wie Sie da tragen?“

Abfindung

Im D-Zug Köln—Berlin werden die Fahrkarten revidiert. In einem Kupee dritter Klasse sitzt ein dralles Kölner Madel, und der redselige Schaffner er-

laubt sich die Frage, was sie denn in Berlin wolle. Die anderen Reisegäste spinnen die Ohren. „Wat ich in Berlin will! Meine ehemalige Bräutigam auffuche, mir habe nämlich e Klein Kindsche zusamme, un weil in Berlin jetz überall de Leute abgefunde werde, wollt ich einmal sehe, ob auch für mich wat abfällt!“

Damenmode von heute

„Ich möchte einen Smoking gemacht haben!“ — „Jawohl, gnädige Frau! Soll es für den Herrn Gemahl sein oder für gnädige Frau selbst?“

Kanalgieber

„Verzeihen Sie, ist dies hier der Weg nach England?“ — „Warum?“ — „Ich möchte unterwegs ein Café für Kanalchwimmer aufmachen!“

Stillelegung

„Was ist denn dahinten für ein entsetzlicher Klamauf? Ein Brillen, Geböhlen und Toben ohne Ende?“ — „Ach nichts, da wird nur eine größere Fabrik stillgelegt!“

Der Kunstkenner

Ein biederer Schneidermeister stand vor einem Gemälde Kaphaels. Er schaut und schaut und will schließlich seine Meinung sagen. Sie ist nicht besonders gut, denn, so meint er, wenn diese Kleider nicht so viele Falten wärden und anliegender wären, so würde man die Umrisse der Gestalten viel besser erkennen.

Ein Kunstjünger hört das Urteil über den geliebten und bewunderten Meister und sagt schließlich: „Ja, Kaphael und die übrigen Maler meissen eben nicht mit der Elle.“

Man schneidet auf

Auch in der guten alten Zeit gab es Leute, die mehr aus sich machen wollten. Da sagte einmal Frau Patzig, als sie gefragt wurde, wie die Aussteuer ihrer Tochter beschaffen wäre: „Bei meiner Tochter ist alles von Silber und Gold, bis zum kupfernen Wajchtesfel.“



Rheinen

Sie: „Wenn du schon nicht heiraten willst, so jag's gleich — dann geh ich ins Kloster!“

Er: „Weiß weg, Lilly, da Komm ich ja gerade her!“